LESEPROBE

★ DDR 2.0 ★

Was wäre, wenn wir geblieben wären

Ein alternatives Leben in einer DDR, die nie verschwand



Holger Jacob

Inhalt

Eine Einladung ... 3
Prolog: Die Nacht am Grenzzaun ... 5
Die Nacht, in der alles anders blieb ... 11
Was wirklich geschah: 1990–1994 ... 14
Philosophie am halben Liter ... 16
Die Hand, die ich hielt ... 18
Was man für sich behält ... 21
Ein Tag in Gotha ... 25
Das nächste Buch ... 28
Kostenlos lesen und reinhören ... 30
DDR 2.0 bestellen ... 31

Leseprobe aus: Holger Jacob, *DDR 2.0 – Was wäre, wenn wir geblieben wären*. Roman. Ostzeiten Verlag, Gotha 2026. 560 Seiten, Hardcover.
ISBN der Hardcover-Ausgabe: 978-3-912899-00-9

Schutzgebühr 3 €

Die Auszüge stammen aus dem Roman. Auslassungen innerhalb eines Auszugs sind mit * * * gekennzeichnet. Die kursiven Einführungen wurden für diese Leseprobe geschrieben.

Schrift, Satz und Zeichnungen sind dieselben wie im Buch. Das Buch ist so gestaltet, als wäre es Mitte der Achtzigerjahre in einem DDR-Verlag erschienen.

Dieses Buch ist ein Roman. Die geschilderte Entwicklung der DDR nach 1989 ist frei erfunden. Viele Erlebnisse darin sind wahr. Welche, steht im Nachtrag des Buches. Die Kapitel „Was wirklich geschah“ schildern die reale Geschichte; die Figur des Professors ist erfunden, die Ereignisse und Zahlen sind es nicht.

© 2026 Holger Jacob · Ostzeiten Verlag, Inhaber: Holger Jacob, Hützelsgasse 26, 99867 Gotha · ostzeiten.de

Eine Einladung

Diese Leseprobe soll dir zeigen, was dich in meinem Buch erwartet. Ob es etwas für dich ist, entscheidest du selbst.

Mein Name ist Holger Jacob, Jahrgang 1965, aufgewachsen in Gotha. Beim Staat galt ich als „asozial“, weil ich Schmuck machte und auf eigene Rechnung verkaufte. Einen Gewerbeschein bekam ich nicht, dafür eine Meldepflicht und ein Berlin-Verbot. Im Herbst 1989 hatte ich aus purem Trotz einen Ausreiseantrag gestellt. Dann ging die Grenze auf, und ich merkte in einer einzigen Nacht, wohin ich gehöre.

Aus dieser Nacht ist eine Frage geworden, die mich nie losgelassen hat: Was wäre gewesen, wenn wir geblieben wären? Nicht in der alten DDR mit Mauer, Stasi und Bevormundung. Sondern in einer, die aus ihren Fehlern lernt, mit freien Wahlen, offenen Grenzen und dem Recht, etwas Eigenes aufzubauen. Und trotzdem in einem Land, in dem niemand durchs Netz fällt.

Eine heile Welt ist diese DDR 2.0 nicht. Es wird gestritten, es gibt Fehlentscheidungen, gute und schlechte Ideen und natürlich Bürokratie. Mittendrin stehen meine Familie und meine Clique aus Gotha, vom Wäldchen hinter den Garagen bis zum Stammtisch im Ringhof.

Vieles in diesem Roman habe ich selbst erlebt: die Clique, die Simsons, den Ärger mit dem Staat, die Nacht an der Grenze und manches, was danach kam. Wie sich die DDR nach 1989 in meiner Geschichte entwickelt, habe ich erfunden. Am Ende des Buches steht ein Nachtrag, in dem ich offenlege, was wahr ist und was nicht.

Zwischen den Romankapiteln steht immer wieder, was nach der Einheit wirklich geschah: Treuhand, Arbeitslosigkeit, Abwanderung, aber auch das, was gelungen ist. Ein erfundener Professor erzählt es in kurzen Vorlesungen, die Ereignisse und Zahlen darin sind echt. So muss sich mein Gedankenspiel immer wieder an der Wirklichkeit messen lassen.

Ich will die DDR nicht verklären, und ich will auch nicht abrechnen. Ich weiß, was in diesem Land nicht funktionierte, und trotzdem war es mein Zuhause. Das Buch ist für alle, die die DDR erlebt haben, und für alle, die wissen wollen, wie es auch hätte kommen können.

Auf den folgenden Seiten findest du sieben Ausschnitte aus dem Buch, jeweils mit einer kurzen kursiven Einführung. Das ganze Heft gibt es auch zum Anhören, gelesen mit meiner Stimme.

Ich wünsche dir eine gute Zeit mit diesen Seiten.

Holger Jacob

Holger Jacob, Gotha

DIE DDR-EDITION · Eine Tetralogie

Band 1 · DDR 2.0 – Was wäre, wenn wir geblieben wären

Band 2 · Ich war klein, mein Herz war rein *(erscheint 2027)*
Geschichten aus meiner Kindheit in der DDR

Band 3 · Ein Ossi wird erwachsen – Meine Jugendjahre

Band 4 · Gegen den Strom – Ein Leben voller Widersprüche



1. Kapitel

Prolog: Die Nacht am Grenzzaun

Gotha, am Abend des 9. November 1989. Aus Trotz habe ich einen Ausreiseantrag gestellt, den ich längst bereue. Am Montag, dem 13. November, soll beim MfS darüber entschieden werden. Mit dabei in dieser Nacht: mein Bruder Andreas und sein Kumpel Günther.

Vier Tage vorher saß ich nun mit Andreas vor dem Fernseher und sah, wie die Weltgeschichte meinen persönlichen Ärger einfach überrollte.

Die Meldungen aus Berlin waren zunächst widersprüchlich. Von einer neuen Reiseregelung war die Rede, dann von geöffneten Grenzübergängen. Wir starrten auf den Bildschirm und danach einander an.

„Wenn die in Berlin die Schlagbäume aufmachen", sagte ich, „dann müssen sie das bei Eisenach auch tun."

Andreas brauchte nicht lange zu überlegen.

„Dann fahren wir hin."

Mehr Planung war nicht nötig. In manchen Nächten reicht ein Satz.

Manuela hätte ich gern dabeigehabt, aber sie konnte nicht mit. So unglaublich es klingt: Sie musste am

nächsten Tag arbeiten und wollte ihre Schicht nicht einfach ausfallen lassen. Als Kellnerin im Parkpavillon war sie nicht so schnell zu ersetzen, und das war ihr in dieser Nacht wichtiger als die offene Grenze.

Die Grenze ging auf. Manuela hatte Frühdienst.

Wir gingen zu Günther, einem Kumpel von Andreas. Günther besaß ein Auto, wobei „Auto“ eine sehr großzügige Beschreibung war. Rost saß an fast jeder Kante, die Türen klapperten, und der Motor klang beim Start wie ein asthmatischer Traktor.

Aber die Kiste fuhr.

In dieser Nacht war das alles, was zählte.

Auf den Straßen herrschte eine eigentümliche Unruhe. Menschen standen vor Häusern, liefen in kleinen Gruppen herum oder redeten an Kreuzungen miteinander. Manche lachten, andere wirkten, als trauten sie den Nachrichten noch nicht.

An einer Kreuzung standen Volkspolizisten. Sonst wäre es dort sofort stiller geworden. Diesmal diskutierten die Leute einfach weiter. Selbst die Polizisten sahen aus, als warteten sie darauf, dass ihnen endlich jemand erklärte, was eigentlich los war.

Offenbar war an diesem Abend niemand zuständig für Gewissheit.

Wir fuhren in Richtung Wartha. So hieß der Grenzübergang bei Eisenach, der auf westlicher Seite nach Herleshausen führte. Je näher wir kamen, desto dichter wurde der Verkehr. Autos standen Stoßstange an Stoßstange, dazwischen liefen Menschen, rauchten oder versuchten, von irgendjemandem eine verlässliche Auskunft zu bekommen.

Die meisten hatten nur Gerüchte gehört.

„In Berlin sind sie schon drüben!“, rief jemand.

Ein älterer Mann, den ich nur vom Sehen kannte, schüttelte den Kopf. „Ich hab schon ’53 gedacht, jetzt ist Schluss. Dann wieder ’68. Und jetzt …“

Er brach ab.

Eine Frau hielt ihr Kind an der Hand und sagte leise: „Vielleicht dürfen wir einfach rüber und wieder zurück. Ohne Antrag und ohne den ganzen Zirkus."

Solche Sätze hörte man überall. Keiner wusste, was stimmte. Trotzdem blieb kaum jemand zu Hause.

Die Scheinwerfer der Grenzanlage warfen ein hartes Licht auf die wartenden Autos. Darunter wirkten die Menschen blass und angespannt. Einige Grenzsoldaten standen an ihren Plätzen und versuchten, Haltung zu bewahren. Aber auch ihnen war anzusehen, dass sie keine klare Vorstellung davon hatten, wie diese Nacht enden sollte.

An einen jungen Soldaten erinnere ich mich bis heute. Er war vielleicht Anfang zwanzig, schmal, und seine Uniform wirkte an ihm eine Nummer zu groß. Das Gewehr hing über seiner Schulter. Er schaute streng, doch seine Hände zitterten leicht.

„Das sind doch selbst nur Jungs", sagte jemand neben mir. „Die wissen genauso wenig wie wir."

Damit hatte er vermutlich recht. Auf der einen Seite warteten Menschen, die endlich durch diesen Schlagbaum wollten. Auf der anderen standen junge Männer, die Befehle brauchten und keine bekamen.

Niemand wollte derjenige sein, der eine falsche Entscheidung traf.

Wir gehörten zu den ersten Wagen, die in dieser Nacht am Übergang warteten. Ob es wirklich die ersten hundert waren, kann ich heute nicht mehr sicher sagen. Es waren jedenfalls noch nicht die endlosen Schlangen, die man am nächsten Tag im Fernsehen sah.

Irgendwann stellte Günther den Motor ab. Im Auto wurde es schnell kalt. Wir rauchten, rieben uns die Hände und beobachteten den Schlagbaum.

„Was machst du, wenn sie wirklich öffnen?", fragte Andreas.

„Rüberfahren und schauen, was dort los ist."

Günther drehte sich zu mir. „Und wenn du einfach bleiben könntest?"

Ich schüttelte den Kopf. „Und dann? Ohne Wohnung, ohne Arbeit, ohne Familie? Das ist nicht mein Plan."

„Vielleicht braucht ein neuer Anfang keinen Plan", meinte er.

Ich antwortete nicht.

Noch wenige Wochen zuvor hatte ich selbst einen Ausreiseantrag gestellt. Jetzt, wo die Möglichkeit plötzlich vor mir lag, wusste ich wieder sehr genau, wohin ich gehörte.

Manchmal erkennt man Heimat erst, wenn jemand die Tür nach draußen öffnet.

Die Zeit verging quälend langsam. Immer wieder sprang irgendwo ein Motor an, dann wurde er wieder abgestellt. Jemand hupte, andere riefen nach vorn. Aus den Gerüchten wurde Gewissheit: In Berlin waren die Übergänge offen.

Trotzdem blieb vor uns zunächst alles geschlossen.

Es war längst nach Mitternacht, als Bewegung in die Grenzanlage kam.

Zuerst sah man nur Männer hin und her laufen. Dann hob sich tatsächlich die Schranke.

Kein Trompetensignal, keine Rede und kein Mensch, der den historischen Augenblick ordentlich ankündigte. Das Gestänge knarrte, die Schranke ging nach oben, und plötzlich war der Weg frei.

Für einige Sekunden setzte sich niemand in Bewegung. Vielleicht warteten alle darauf, dass sie gleich wieder herunterkam. Der junge Grenzsoldat blickte auf seine Stiefel. Sein Vorgesetzter starrte geradeaus.

Dann rollte der erste Trabant los.

Es folgten ein Wartburg und ein Lada. Weitere Motoren sprangen an, Hupen ertönten, Menschen winkten

aus den Fenstern. Der Konvoi setzte sich langsam in Bewegung.

Als wir an dem jungen Soldaten vorbeifuhren, hielt er sein Gewehr in der Hand, als wüsste er nicht mehr, wohin damit. Für einen kurzen Moment trafen sich unsere Blicke. Er nickte kaum sichtbar.

Ich nickte zurück.

Vielleicht legte ich später mehr Bedeutung in diesen Augenblick, als damals tatsächlich darin lag. Für mich fühlte es sich dennoch an wie ein stilles Einverständnis. Wir waren beide junge Männer aus demselben Land, und keiner von uns wusste, was am nächsten Morgen davon übrig sein würde.

Günther legte den Gang ein. Seine Karre ruckelte, hustete und schaffte es tatsächlich über die Grenze.

Wir fuhren in den Westen.

Auf der anderen Seite standen Menschen, die uns zuwinkten. Jeder von uns bekam einen kleinen Schein in die Hand gedrückt. Damit, so erklärte man uns, könnten wir im Rathaus das Begrüßungsgeld abholen. Hundert D-Mark für jeden DDR-Bürger. Für Menschen ohne Westverwandtschaft war das eine Summe, die man sonst höchstens aus Erzählungen kannte.

„Hundert Westmark, einfach so“, sagte Andreas und schüttelte ungläubig den Kopf.

Günthers Auto hielt noch eine Weile durch. Wir kamen über die Autobahn bis Kassel. Dort, stadteinwärts und in der Nähe eines Aldi-Marktes, gab der Motor endgültig auf. Er röchelte, ruckelte noch einmal und verstummte.

Günther legte die Stirn auf das Lenkrad.

„Na toll. Bis hierher und keinen Meter weiter.“

Die Bundesrepublik hatte uns empfangen.

Das Auto weniger.

* * *

In diesem Augenblick entstand die Frage, aus der viele Jahre später dieses Buch wurde.

Eines ging mir schon damals nicht in den Kopf, und bis heute tut es das nicht. Wer wirklich wegwollte, musste nicht heimlich über die Grenze. In den letzten Jahren konnte man einen Antrag stellen und ausreisen, oft nach kurzer Zeit und mitsamt der Familie. Warum also alles riskieren, um zu fliehen?

Und vor allem: Warum überhaupt gehen, wenn man auch hätte bleiben und etwas verändern können?

Was wäre, wenn die offene Grenze nicht zwangsläufig das Ende unseres Landes bedeutete?

Was wäre, wenn wir reisen, vergleichen und trotzdem zurückkehren könnten?

Wenn die DDR ihre Fehler nicht länger verteidigte, sondern endlich daraus lernte?

Wenn sie den Menschen Gründe gab, zu bleiben, statt sie mit Mauern und Verboten festzuhalten?

An diesem Punkt verlässt meine Geschichte den Weg, den wir aus den Geschichtsbüchern kennen.

Mein Ausreiseantrag verlor in diesen Tagen jede Bedeutung. Zu dem Termin beim MfS ging ich nicht mehr hin, und ich hörte auch nie wieder etwas von ihnen.

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich dankbar, dass etwas nicht nach Plan gelaufen war.



6. Kapitel

Die Nacht, in der alles anders blieb

Hier verlässt das Buch die Wirklichkeit: In meinem Roman findet bei der ersten freien Volkskammerwahl im März 1990 der schnelle Beitritt zur Bundesrepublik keine Mehrheit. Die DDR bleibt, mit offenen Grenzen, freier Presse und dem Recht, ein Gewerbe zu gründen. Im Ringhof, unserer Stammkneipe, wird das mit Wirtin Frau Ring und der Clique gründlich besprochen. Rainer ist der Nörgler vom Dienst.

Im Kulturhaus hingen bald Zettel für neue Vereine, Umweltgruppen und politische Versammlungen. Handwerker boten ihre Dienste an. Künstler suchten Räume. Menschen, die jahrelang nur im privaten Kreis geredet hatten, standen nun vor vollen Sälen und diskutierten über Schulen, Wohnungen und Betriebe.

Im Ringhof lag jeden Abend eine andere Zeitung auf dem Tisch.

Jens war begeistert.

„Jetzt kann jeder machen, was er will."

„Warte ab", sagte Rainer. „Irgendein Amt wird sich schon finden, das uns das wieder verbietet."

Roberto blätterte in der Zeitung.

„Vielleicht verbieten sie es nicht mehr. Vielleicht verlangen sie nur drei Anträge."

Frau Ring stellte eine Runde hin.

„Solange mir keiner die Kneipe wegnimmt, gebe ich der neuen Republik eine Chance."

„Wie lange?", fragte Rainer.

„Bis du deine Rechnung bezahlst."

Er sah in sein Glas.

„Dann hat sie noch Zeit."

Auch für mich änderte sich etwas. Die Meldepflicht entfiel, das Berlin-Verbot war erledigt, und die Einstufung als „asozial" spielte plötzlich keine Rolle mehr. Was wenige Monate zuvor unerwünscht gewesen war, sollte nun offiziell möglich werden.

Ich konnte ein Gewerbe anmelden.

Als ich das Amt betrat, musste ich an meinen geplanten Termin beim MfS denken. Am 13. November hätte dort über meine Zukunft entschieden werden sollen.

Nun stand ich in einem anderen Büro.

Eine Beamtin mit strengem Dutt reichte mir das Formular für die Gewerbeanmeldung.

„Was möchten Sie anmelden?"

„Handel mit Schmuck und Textilien."

Sie schrieb mit.

„Sonst noch etwas?"

Ich musste kurz überlegen. Früher war schon das zu viel gewesen.

„Vorerst nicht."

Sie prüfte das Formular, setzte den Stempel darunter und schob mir den Gewerbeschein über den Tisch.

Keine Befragung, keine Drohung und kein Hinweis darauf, dass mein Vorhaben gesellschaftlich nicht erforderlich sei.

Nur ein Stempel.

„Das war es?", fragte ich.

Die Beamtin sah mich an.

„Haben Sie noch einen Antrag?“

„Nein.“

„Dann war es das.“

Die Geschichte besaß einen merkwürdigen Humor.

Ganz so einfach wurde es trotzdem nicht. Mein alter Schmuck verkaufte sich immer schlechter. Westliche Waren lagen nun überall, und was vorher besonders gewesen war, wirkte plötzlich wie von gestern.

Ich hatte endlich die Erlaubnis, ein Gewerbe zu betreiben.

Nur mein bisheriges Geschäft brauchte kaum noch jemand.

RÜCKBLICK

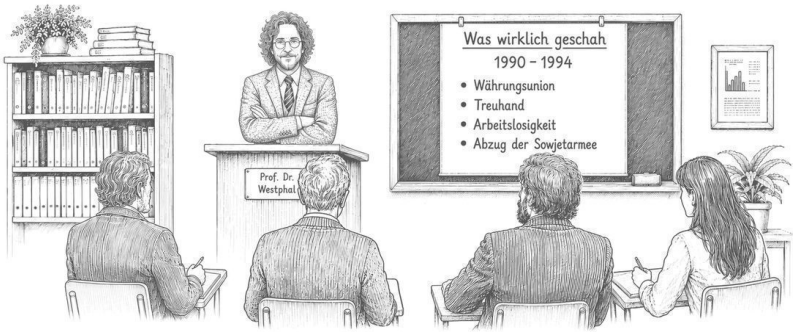
In meiner Geschichte wurde die freie Volkskammerwahl zum Beginn einer eigenständigen DDR 2.0. Das Land blieb bestehen, weil genügend Menschen Reformen wollten, ohne ihre Heimat gleich aufzugeben.

Sie wollten reisen, wählen und frei reden können.

Sie wollten aber auch verhindern, dass Betriebe, Wohnungen und Grundstücke innerhalb weniger Monate ihren Besitzer wechselten, bevor irgendjemand ihren Wert kannte.

Leicht wäre dieser Weg nicht gewesen. Die Wirtschaft stand unter Druck, viele Betriebe waren technisch überholt, und die Erwartungen der Menschen waren gewaltig. Ein neues Staatsoberhaupt und ein paar geänderte Gesetze lösten diese Probleme nicht über Nacht.

Aber es gab Zeit.



7. Kapitel

Was wirklich geschah: 1990–1994

Zwischen die Romankapitel habe ich immer wieder die wirkliche Geschichte gestellt. Ein erfundener Professor, Heinrich Westphal aus Göttingen, hält eine Vorlesung über die Jahre nach der Einheit. Die Figur ist ausgedacht, die Ereignisse und Zahlen sind es nicht. Hier Anfang und Schluss seiner ersten Vorlesung.

Meine Damen und Herren, guten Morgen.

Wir beginnen heute mit den Jahren 1990 bis 1994. Es sind nur fünf Jahre, aber in dieser kurzen Zeit änderten sich für Millionen Menschen Staat, Währung, Rechtssystem, Arbeitswelt und Alltag.

Was zuvor ein ganzes Leben getragen hatte, galt plötzlich nicht mehr oder bekam einen anderen Namen.

Über diese Jahre wird bis heute gestritten. Die einen erzählen eine Erfolgsgeschichte: friedliche Revolution, freie Wahl, deutsche Einheit, Aufbau Ost.

Die anderen erinnern sich vor allem an Betriebsschließungen, Arbeitslosigkeit, Abwanderung und das Gefühl, im eigenen Leben nur noch Zuschauer zu sein.

Beides gehört zur Geschichte. Wer nur eine Seite erzählt, macht es sich zu einfach.

* * *

HÄTTE ES ANDERS LAUFEN KÖNNEN?

Eine Studentin stellt die Frage, die in dieser Vorlesungsreihe immer wieder auftauchen wird:

„War das alles unvermeidlich?"

Nein. Geschichte ist fast nie unvermeidlich.

Man hätte die Währungsunion langsamer vorbereiten, Betriebe länger sanieren, Belegschaften stärker beteiligen und mehr Eigentum in ostdeutsche Hände geben können.

Anteilsscheine, Genossenschaften und andere Formen der Beteiligung wurden damals diskutiert.

Ob diese Wege erfolgreicher gewesen wären, lässt sich nicht beweisen.

Auch eine langsamere Transformation hätte mit maroden Betrieben, fehlendem Kapital, zusammenbrechenden Ostmärkten und der Abwanderung kämpfen müssen.

Ein eigenständiger dritter Weg hätte Chancen eröffnet, aber ebenso neue Risiken geschaffen.

Sicher ist nur: Der tatsächlich gewählte Weg brachte die Einheit schnell.

Er modernisierte große Teile Ostdeutschlands, zerstörte aber zugleich in kurzer Zeit einen erheblichen Teil seiner alten Arbeitswelt.

Die Kosten waren nicht nur finanzieller Art. Sie bestanden auch aus verlorener Sicherheit, unterbrochenen Biografien und dem Gefühl vieler Menschen, dass über sie entschieden wurde, statt mit ihnen.



13. Kapitel

Philosophie am halben Liter

Mitte der Neunziger. Die neue DDR hat ihre ersten, turbulenten Jahre hinter sich. Ich habe ein Gewerbe, einen Verein und meinen festen Platz am Stammtisch im Ringhof. Und dort sitzen immer öfter Gäste aus dem Westen.

Immer häufiger saßen auch Besucher aus dem Westen bei uns im Biergarten. Manche kamen wegen ihrer Verwandten, andere aus Neugier.

Sie wollten sehen, wie dieses Land aussah, über das ihre Zeitungen berichteten, als wäre es entweder ein Freilichtmuseum oder kurz vor dem Staatsbankrott.

Die meisten waren überrascht. Nicht, weil alles glänzte. Das tat es nicht.

Manche Fassaden hätten weiterhin einen Eimer Farbe nicht als Beleidigung empfunden.

Sie waren überrascht, weil vieles funktionierte, ohne glänzen zu müssen. Und weil die Preise ihnen fast ebenso rätselhaft erschienen wie uns wenige Jahre zuvor die Auswahl in ihren Kaufhäusern.

Ein Paar aus Köln saß einmal am Nebentisch. Die Frau blätterte in der Speisekarte und zeigte ihrem Mann den Preis.

„Schau mal, das Schnitzel mit Beilage kostet zehn Ostmark. Wie machen die das?“

Ich konnte nicht anders und drehte mich zu ihnen.

„Ganz einfach. Bei uns bekommt man zum Schnitzel noch ein Bier und eine Geschichte von der Wirtin. Die Geschichte gibt es gratis dazu, ob man will oder nicht.“

Der Mann lachte. Als sein Essen kam, probierte er und sagte: „Das Fleisch schmeckt besser als bei uns im Restaurant.“

„Na klar“, erwiderte ich. „Das Schwein hatte bei uns noch Zeit, ein Schwein zu sein. Bei euch muss vermutlich alles schnell gehen. Sogar das Schwein.“

Die Frau sah sich im Biergarten um.

„Ist es hier immer so gesellig?“

„Meistens. Manchmal lauter, manchmal leiser. Das hängt davon ab, wie viel Rainer bereits getrunken hat.“

Rainer, der selbstverständlich zuhörte, hob sein Glas.

„Ich trinke genau richtig. Immer.“

Es war nicht nur der Preis, der viele Besucher erstaunte. Es war die Art, wie wir zusammensaßen.

Man setzte sich hin, bestellte ein Bier und kam irgendwann mit dem Nachbartisch ins Gespräch. Manchmal freiwillig, manchmal weil Rainer eine Bemerkung nicht für sich behalten konnte.

Und wenn das erste Gespräch noch stockte, half erstaunlich oft das zweite Bier.



21. Kapitel

Die Hand, die ich hielt

Die Geschichte meiner Mutter gehört zu den Teilen dieses Romans, die auf meinem eigenen Leben beruhen. Meine Mutter, Lehrerin, die meinen Bruder und mich allein großgezogen hat, erkrankt an Demenz. Manuela und ich holen sie zu uns und pflegen sie bis zum Schluss.

Es gibt Momente, in denen man spürt, dass sich etwas endgültig verschoben hat. Nicht dramatisch, nicht mit Musik, nicht mit einem Satz, den später jemand zitieren könnte. Eher so, als würde unter den Füßen eine Diele nachgeben.

Bei mir war es ein Besuch an einem Nachmittag.

Sie stand im Flur und sah sich um.

„Ich wollte doch gerade …“, sagte sie.

Dann schwieg sie.

Ich wartete.

Sie sah zu mir, dann an mir vorbei, dann wieder zu mir.

„Wo ist denn …?“

Sie wusste nicht, was sie suchte.

Ich half ihr in die Stube, setzte sie in ihren Sessel und machte Tee. Sie nahm die Tasse, hielt sie mit beiden Händen fest und sah aus dem Fenster.

„Früher war ich nicht so“, sagte sie.

Das war das erste Mal, dass sie es selbst aussprach.

Ich sagte irgendetwas Beruhigendes. Etwas Nutzloses. Menschen sagen in solchen Momenten fast immer nutzlose Dinge, weil die Wahrheit zu schwer ist, um sie einfach auf den Tisch zu legen.

„Das kriegen wir hin“, sagte ich.

Sie nickte.

Ich weiß nicht, ob sie mir glaubte.

Ich weiß nicht einmal, ob ich mir glaubte.

* * *

Einmal saßen wir beide bei ihr. Sie schlief, oder wir dachten zumindest, dass sie schlief. Andreas erzählte gerade irgendeine Geschichte aus unserer Jugend, in der ich angeblich die Hauptschuld trug. Diese Darstellung war wie üblich historisch fragwürdig.

Plötzlich bewegte sie leicht die Hand.

Ganz kurz.

Andreas verstummte.

Wir sahen beide zu ihr.

Dann sagte er leise: „Sie weiß genau, dass du es warst.“

Ich musste lachen.

Nicht laut. Nicht lange.

Aber ich lachte.

Und in diesem Lachen lag alles: Traurigkeit, Liebe, Erschöpfung und ein kleines Stück von dem Leben, das noch da war.

* * *

DIE LETZTE NACHT

Sie ist dann in einer Nacht friedlich eingeschlafen.

Wenige Stunden vorher hatte ich ihre Hand gehalten.

Es war einer dieser seltenen Augenblicke. Vielleicht bilde ich es mir ein, aber ich glaube es bis heute: Sie wusste, wer da ihre Hand hielt.

Sie sah mich für einen Moment an.

Nicht lange.

Aber klar.

So klar, dass ich für einen Augenblick wieder meine Mutter vor mir hatte, nicht nur die Krankheit, nicht nur den Körper, nicht nur das, was von ihr übrig geblieben war.

Sie sah mich an, und ich sagte ihr ganz leise etwas.

Was das war, bleibt zwischen ihr und mir.

Manche Dinge gehören nicht in ein Buch. Manche Dinge gehören nur einer Mutter und ihrem Sohn.

Am 23. August 2007 wurde es still.

Nicht plötzlich.

Eher so, als würde ein Licht langsam ausgehen.

Manuela war da. Andreas kam, sobald er konnte. Der Pflegedienst kümmerte sich um alles, was danach getan werden musste, ruhig und würdevoll. Niemand drängte. Niemand machte aus diesem Moment eine Abwicklung.

Das war wichtig.

Auch Sterben braucht Würde.

Vielleicht sogar mehr als alles andere.



23. Kapitel

Was man für sich behält

Auch dieses Kapitel beruht auf meinem eigenen Leben. Jahre nach dem Termin beim MfS, der im November 1989 nie stattfand, beantrage ich Einsicht in meine Stasi-Unterlagen. Fast ein Jahr liegt der Bescheid in der Küchenschublade. Dann fahre ich hin.

Eine Frau erklärte mir die Regeln. Namen unbeteiligter Dritter geschwärzt. Notizen erlaubt. Kopien auf Antrag. Dann fragte sie, ob ich jemanden dabeihaben wolle.

Ich sagte nein.

Das war die erste dumme Entscheidung des Tages.

Sie brachte einen Ordner, legte ihn vor mich hin, schob ein Formular daneben und sagte nur:

„Wenn Sie etwas brauchen, geben Sie Bescheid."

Das rechne ich ihr an.

Es gibt in solchen Momenten sehr viel, was man falsch machen kann, und das meiste davon fängt mit einem freundlichen Satz an.

Die Akte war dünner, als ich gedacht hatte.

Ich weiß nicht, ob mich das erleichterte oder kränkte. Vermutlich beides. Man wünscht sich, wichtig genug gewesen zu sein, um Ärger zu machen, und gleichzeitig

unwichtig genug, um nicht wirklich verfolgt worden zu sein.

Beides zusammen geht nicht.

Die Akte war so freundlich, mir das mitzuteilen.

Vorn lagen Personalangaben. Geburtsdatum, Anschrift, Familie, Lehre, Arbeitsstellen. Dinge, die ich selbst wusste und die auf dem Papier trotzdem aussahen, als gehörten sie jemand anderem. Selbst das Geburtsdatum wirkte amtlicher, sobald es in einer Akte stand.

Dann kamen die Vermerke.

Verkauf von Fotografien westlicher Musikgruppen.

Herstellung und Vertrieb von Modeschmuck ohne Gewerbegenehmigung.

Ein Hinweis, dass ich keiner geregelten Tätigkeit nachgehe, jedoch über erhebliche Geldmittel verfüge.

Erhebliche Geldmittel.

Das klang, als hätte ich ein internationales Bankensystem betrieben und nicht Creolen und Leggings verkauft.

Ein anderer Vermerk stellte fest, dass ich auf Jugendliche im Wohngebiet einen unkontrollierten Einfluss ausübte.

Unkontrolliert.

Das war das Wort, das ihnen wehtat.

Nicht falsch.

Nicht schädlich.

Unkontrolliert.

Ich blätterte weiter. Ein Bericht über einen Abend im Wäldchen. Einer über eine Fahrt. Einer über Musik, Gespräche und Leute, die gekommen und gegangen waren.

Das meiste war lächerlich.

Wer wo war.

Wer was gesagt hatte.

Wer welche Kassette dabeihatte.

Wie viel Bier ich getrunken hatte.

Nicht ungefähr.

Genau.

Ich las eine Seite. Dann noch eine. Beim dritten Bericht blieb ich an einer Formulierung hängen. Ich las sie noch einmal und blätterte zurück.

Dann legte ich die Hände auf den Tisch.

Draußen schob der Mann weiter Laub zusammen. Langsam. Gründlich. Als sei das die einzige vernünftige Tätigkeit auf diesem Planeten.

Denn ich wusste, wer es war.

Nicht sofort.

Aber nach der dritten Seite.

Man muss keinen Code knacken, wenn in einem Bericht steht, wer dabei war. Es gibt Sätze, die nur einer geschrieben haben kann, weil nur einer danebenstand. Und es gibt Wörter, die sonst keiner benutzt.

Man liest ein paar Zeilen, und dann hört man plötzlich eine Stimme dabei.

Ich saß in diesem hellen Raum mit den Grünpflanzen und dem Kaffee, den niemand trank, und hörte einen alten Bekannten reden.

* * *

Ich weiß bis heute nicht, ob ich ihm verziehen habe. Ich glaube eher nicht. Dafür bin ich nicht der Mensch, und ich will es auch nicht behaupten, nur damit dieses Kapitel schöner endet.

Ich habe etwas anderes getan.

Vor ein paar Wochen stand er auf dem Markt vor mir in der Schlange. Er drehte sich um, sah mich und nickte.

„Na, Holger."

„Na."

„Kalt heute."

„Geht so."

Er bezahlte seine Kartoffeln, packte sie in seinen Beutel und ging.

Ein alter Mann mit einem Beutel Kartoffeln.

Nichts weiter.

Mehr war es nicht.

Mehr wird es nie sein.

Ich weiß, wer es war. Und ich habe beschlossen, dass er es nicht wissen muss, dass ich es weiß.

Nicht aus Größe.

Ich bin nicht groß. Ich bin nur müde geworden, und ich habe irgendwann begriffen, dass es zwei Arten gibt, mit so etwas zu leben.

Man kann es hinlegen, vor sich, auf den Tisch, jeden Tag. Man kann es anschauen und immer wieder anschauen, bis es das Einzige ist, was noch auf dem Tisch liegt.

Oder man kann weitergehen.

Ich bin weitergegangen.

Nicht, weil es ihm zusteht.

Sondern weil ich das Übrige, was ich noch habe, nicht daran verbrauchen wollte.

Das ist keine Vergebung. Das ist Haushalten mit dem, was noch da ist.

Und wenn ich heute an ihn denke, was selten vorkommt, denke ich meistens nicht an die Akte.

Ich denke daran, dass er es sein ganzes Leben lang mit sich herumgetragen hat und dass er nicht weiß, dass ich es weiß, und dass er also bis zuletzt Angst davor haben wird, dass ich es eines Tages erfahre.

Ich hätte ihm diese Angst nehmen können.

Ich habe es nicht getan.

So ganz sauber komme auch ich aus dieser Sache nicht heraus.



32. Kapitel

Ein Tag in Gotha

Gut dreißig Jahre nach der Grenznacht. Ich bin über sechzig, das Herz macht nicht mehr alles mit, die Münzringe fertige ich noch immer. Ein ganz gewöhnlicher Tag in meiner Stadt, in einer DDR, die es nie gegeben hat.

Gegen neun mache ich mich auf den Weg. Nicht, weil ich muss, sondern weil ich es mag. Gotha zu Fuß, das mache ich seit Jahren. Es ist meine Art, den Tag zu ordnen.

Die Wasserkunst runter, vorbei am Rathaus. Wenn man durch die Innenstadt geht, erkennt man manche Häuser kaum wieder. Wo früher der Putz bröckelte und die Fenster blind waren, stehen jetzt sanierte Fassaden mit Blumenkästen in den Fenstern. Nicht glänzend wie aus einem Prospekt. Besser. Bewohnt.

Das ist der Unterschied. Ein leeres schönes Haus ist nur Kulisse. Ein bewohntes Haus atmet.

Im Erdgeschoss eines Hauses, das in den Achtzigern leer gestanden hatte, hat eine kleine Buchhandlung aufgemacht. Ich gehe manchmal rein und stöbere, obwohl ich meist nichts kaufe. Der Besitzer kennt mich trotzdem.

„Morgen, Holger."
„Morgen."
„Wieder nur gucken?"
„Ich nenne es kulturelle Sichtprüfung."
„Dann prüf gründlich. Die Lyrik liegt hinten."
„So weit ist es mit mir noch nicht."

Er lacht und lässt mich in Ruhe. Auch das ist eine Kunst: Menschen begrüßen, ohne sie zu belagern. Nicht alle beherrschen sie. Manche erzählen dir an der Kasse ihre komplette Familiengeschichte, inklusive Operationen. Aber auch das ist Gemeinschaft, nur mit mehr Details, als medizinisch nötig wären.

* * *

Im Nebenraum höre ich Rainer.

„Nein, Frau Schulze, drei Formulare für denselben Antrag sind zwei zu viel. Nein, das ist keine Meinung, das ist Mathematik."

Das Mecker-Komitee tagt offenbar. Ich stecke den Kopf hinein. Rainer sitzt am Tisch, Brille auf der Nase, Ordner vor sich, als bereite er einen Verwaltungssturm vor. Neben ihm zwei Rentnerinnen und ein älterer Mann mit Zollstock. Der Zollstock liegt nicht zufällig dort. Bei dieser Gruppe liegt nichts zufällig.

„Morgen", sage ich.

Rainer sieht nicht auf.

„Keine Zeit. Wir retten die Verwaltung vor sich selbst."

„Dann störe ich nicht."

„Doch. Aber weniger als die Verwaltung."

Die eine Rentnerin lächelt.

„Er meint es freundlich."

„Ich kenne Rainer. Das war schon ein Liebesbrief."

Rainer winkt ab.

„Geh weiter. Wir haben hier Arbeit."

Ich gehe weiter. Ein Land, in dem alte Leute nicht nur verwaltet werden, sondern der Verwaltung das Leben schwer machen, ist nicht verloren.

* * *

RÜCKBLICK

Ein Tag in Gotha.

Nichts Besonderes. Kein Drama, kein Wendepunkt, kein großes Ereignis. Nur ein Mann, der morgens aufsteht, Ringe macht, durch seine Stadt geht, Leute trifft, einen alten Nachbarn zur Poliklinik bringt, im Park stehen bleibt, auf dem Markt plaudert, Suppe isst und abends im Ringhof sitzt.

Aber genau das ist es.

Das ist das Leben, das ich mir gewünscht habe, als ich 1989 am Grenzzaun stand und nicht wusste, was kommt. Nicht Reichtum, nicht Ruhm, nicht das große Abenteuer. Sondern das hier: ein Alltag, der sich lohnt. Eine Stadt, die lebt. Nachbarn, die grüßen. Freunde, die bleiben. Junge Leute, die ihre Wege suchen. Alte Leute, die nicht unsichtbar werden. Und ein Herz, das schlägt, langsamer als früher, aber es schlägt.

Sechzig Jahre. Davon sechsunddreißig in einer DDR, die es eigentlich nicht geben sollte.

Und wenn mich jemand fragt, ob es sich gelohnt hat, dann sage ich: Komm nach Gotha. Setz dich in den Park. Iss ein Stück Streuselkuchen. Geh abends in den Ringhof. Hör Rainer fünf Minuten zu, wenn du tapfer bist. Und dann erzähl mir, ob es sich gelohnt hat.

Ich glaube, du kennst die Antwort schon, bevor du das erste Bier ausgetrunken hast.

Das nächste Buch

Ich war klein, mein Herz war rein

Geschichten aus meiner Kindheit in der DDR

Nach dem Gedankenspiel kommt die Wirklichkeit: Geschichten aus meiner Kindheit in Gotha, so wie sie geblieben sind. Von der Zuckertüte, vom Sommer am Baggersee, von Opa Willis großen Händen und vom Paket aus dem Westen. Angefangen hat es auf Facebook, wo Tausende mitgelesen und selbst zu erzählen begonnen haben.

Das Buch erscheint 2027 als Band 2 der DDR-Edition, im selben Stil wie das erste. Hier der Anfang der ersten Geschichte:

DER PLATZ UNTER DEM TISCH

Ich kann mich noch gut erinnern. Ich war vielleicht vier oder fünf Jahre alt. Die genaue Zahl spielt keine Rolle. Das Gefühl ist geblieben.

Wir wohnten damals in Gotha, oben in einer alten Villa in der 18. Märzstraße. Ganz unter dem Dach, in der Wohnung, die einmal für die Dienstboten gebaut worden war. Über dem Eingang des Hauses stand in lateinischen Buchstaben eingemeißelt: In Deo Spes Mea. Als Kind hat mir irgendjemand erzählt, das heiße „In diesem Haus herrscht Frieden“. Jahrelang habe ich das geglaubt. Und ehrlich gesagt: Es war keine schlechte Übersetzung.

In unserer Stube stand ein großer, runder Tisch. Schweres Holz, dunkel gebeizt, mit einer Tischdecke, die fast bis zum Boden reichte. Für die Erwachsenen war das ein Möbelstück. Für mich war es ein Ort.

Mein Ort.

Wenn man als kleiner Steppke die Tischdecke einmal anhob und sich darunterschob, dann war man weg. Nicht nur ein bisschen versteckt. Richtig weg. Man saß da im Halbdunkel, die Tischdecke hing wie ein Vorhang ringsherum, und von draußen konnte niemand sehen, ob da drunter jemand war oder nicht. Man hörte alles – Mutti in der Küche, das Radio, Andreas, der irgendwo rumkramte –, aber man war nicht mehr Teil davon. Man war in seiner eigenen kleinen Welt.

Unter diesem Tisch habe ich Stunden verbracht. Ich hatte dort ein paar kleine Spielsachen liegen, ein Malbuch mit schon etwas abgegriffenen Seiten, ein paar Figürchen. Mehr brauchte ich nicht. Wenn ich traurig war. Wenn ich mich ungerecht behandelt fühlte. Wenn mir alles zu laut wurde oder ich einfach nur bei mir sein wollte – dann bin ich darunter verschwunden.

Meine Mutti wusste immer, wo ich war. Andreas auch. Und trotzdem war ich dort unten unsichtbar. Geschützt.

Oft saßen sie oben am Tisch und haben Abendbrot gegessen. Manchmal war ich bockig, habe gesagt: „Ich will nichts essen." Dann bin ich unter den Tisch gekrochen. Nicht aus Trotz. Eher aus dem Bedürfnis heraus, kurz für mich zu sein. Die Welt da oben weiterlaufen zu lassen, während ich unten meine eigene hatte.

Unter dem Tisch war die Welt kleiner. Leiser. Überschaubar. Ein Ort, an dem man nichts erklären musste. An dem man einfach sein durfte.

* * *

Wie es weitergeht, steht in „Ich war klein, mein Herz war rein".

Kostenlos lesen und reinhören

Die ganze Lese- und Hörprobe: dieses Heft zum Anhören, rund 40 Minuten, und zum Nachlesen am Bildschirm:

ddr20buch.de/probe

Dort hörst du auch, wie das Hörbuch klingt: das ganze Buch, ungekürzt, rund 14½ Stunden, gelesen mit meiner eigenen Stimme, die mit Hilfe künstlicher Intelligenz nachgebildet wurde.

SO IST DAS BUCH GEMACHT

Das ganze Buch soll wirken, als hätte man es Mitte der Achtzigerjahre in einem DDR-Verlag aufgeschlagen: fester Einband mit Fadenheftung und rundem Rücken, Lesebändchen in Bordeaux, cremefarbenes Papier und 39 Zeichnungen im Stil alter Federzeichnungen.

Die Schrift ist bewusst groß und ruhig gesetzt, genau wie in diesem Heft. So liest sich das Buch auch über viele Seiten angenehm. 560 Seiten im Format 148 × 210 mm, ISBN 978-3-912899-00-9, erhältlich nur direkt beim Verlag.

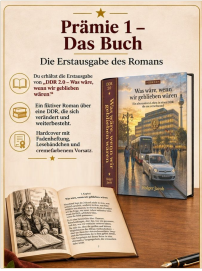
Ostzeiten Verlag – ein unabhängiger Verlag aus Gotha
ostzeiten.de

Münzringe aus echten DDR-Münzen · ddrringe.de

DDR 2.0 bestellen

ddr20buch.de

DAS BUCH



Prämie 1
Das Buch

35 €

zzgl. Versand



Prämie 2
mit Widmung

59 €

zzgl. Versand



Prämie 3
Widmung und
Münzring

129 €

inkl. Versand



Buch + Hörbuch
(MP3-CD und
Online)

49,90 €

zzgl. Versand

DAS HÖRBUCH



Online-Zugang

19,90 €



MP3-CD
mit Online-
Zugang

24,90 €



Digipack
mit Begleitheft

29,90 €

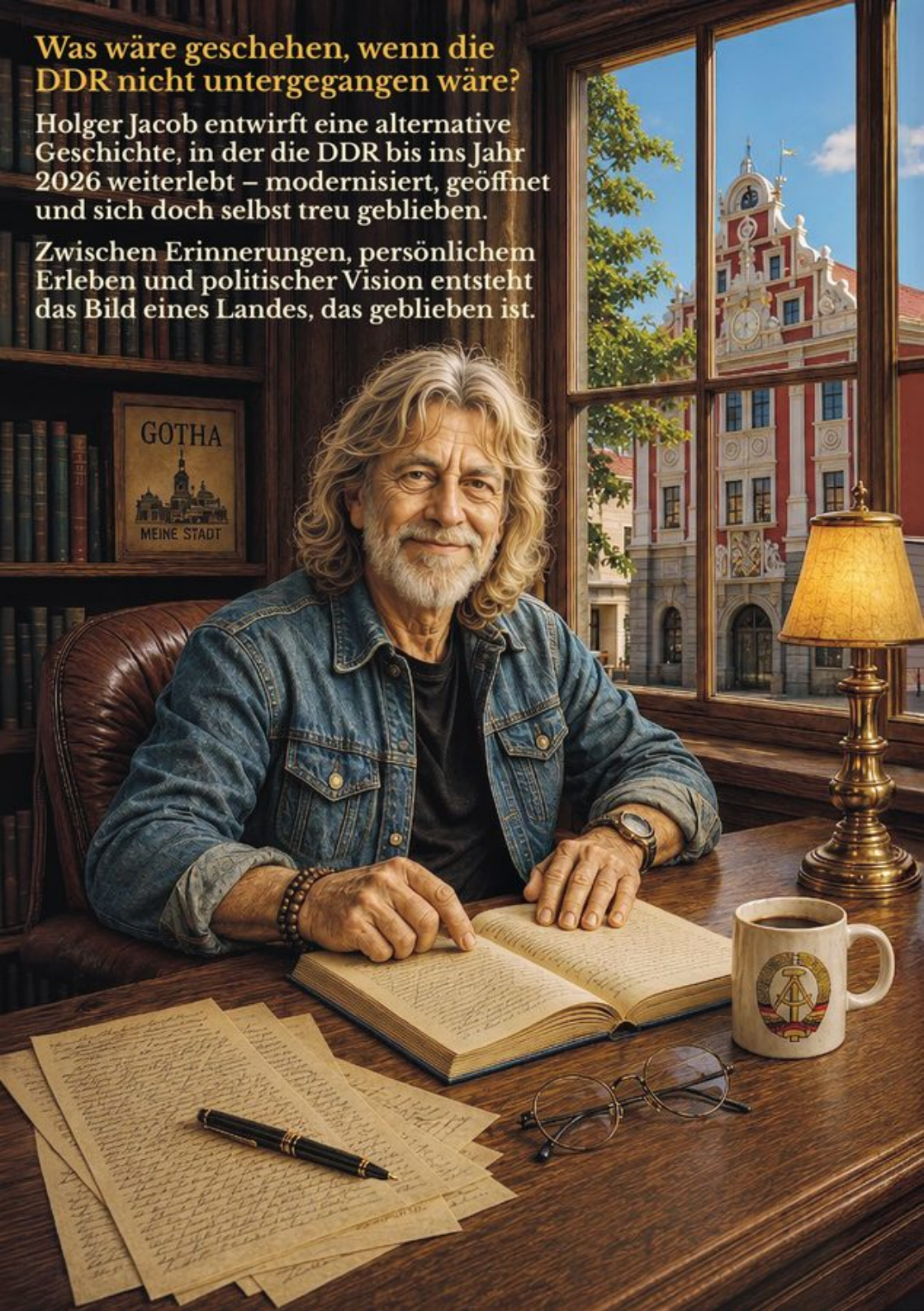


Limited Edition
mit Widmung

44,90 €

Zusammen mit dem Buch kostet das Hörbuch weniger:
Online-Zugang 12,90 € · MP3-CD 14,90 € · Digipack 24,90 €
Versand in Deutschland: Buch 3,80 € (auch Buch + Hörbuch)
CD-Ausgaben einzeln 1,80 €

Bestellen und Fragen auch per Post oder E-Mail:
Holger Jacob · Hützelsgasse 26 · 99867 Gotha
verlag@ostzeiten.de


Was wäre geschehen, wenn die DDR nicht untergegangen wäre?
Holger Jacob entwirft eine alternative Geschichte, in der die DDR bis ins Jahr 2026 weiterlebt – modernisiert, geöffnet und sich doch selbst treu geblieben.
Zwischen Erinnerungen, persönlichem Erleben und politischer Vision entsteht das Bild eines Landes, das geblieben ist.
GOTHA
MEINE STADT